

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Jan von Werth.

Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege
von Franz Perwig.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Jan hatte kaum Zeit, sich in dem guten roten Wein ein wenig Mut zu trinken, da holte man ihn. In einem Saal stellte man ihn in eine Ecke. Zwei Musketiere standen an der weißen Flügelstür. Zwei andere gingen auf und ab, die Muskete auf der Schulter. Eine lange Tafel in der Mitte stand unbenuzt. Nur an einem kleinen Tischchen saß ein Alter in einem schwarzen, abgetragenen Rocke und schnitt mit zärtlicher Sorgfalt Federn. Er trug eine große Hornbrille mit kreisrunden Gläsern, über die er zuweilen nach Jan sah.

Dem begann das Herz zu klopfen. Aber welche seltsamen Grimassen machte der Alte da? Er zog bedauernd sein Gesicht lang und schüttelte den Kopf, indem er aus dem Fenster sah. Jan folgte seinem Blick, aber da war nur der weite Himmel zu sehen. Dann nahm er die Brille ab und rang die Hände, indem er seufzte. Und plötzlich sah er Jan starr an, nickte ihm traurig zu und zog mit dem rechten Zeigefinger einen Kreis um seinen Hals, deutete an die Decke und verdrehte die Augen. Darauf schüttelte er wieder den Kopf und nahm eine frische Feder vor.

Jan überließ ein Grauen. Träumte er hier? Sah er mit offenen Augen Spuk?

Vor der Flügelstür wurden Stimmen laut. Die Musketiere standen attention und der Schreiber fuhr von seinem Stuhl empor wie eine Rakete. Herein traten zwei würdige Herren, die mit lebhaften Handbewegungen miteinander sprachen. Jan spitzte die Ohren.

„Der Kaiser —! Verlangt euch so sehr nach des Herrn Kardinals Ungnade? Was kümmert uns der Kaiser und sein Anspruch? Frankreich ist überall da, wohin seine Hand reicht, bedenkt's. Nach Verbun sagt Ihr? Damit der Herr Bischof, an dem der Herr Kardinal einen sauberen Freund hat, ihn laufen läßt? Nein, Liebden Herr Rez, kurzerhand Refurs: Eminentissimus: ergriffen — gehört — geurteilt — gehängt. Sela.“

Jan war es plötzlich, als ob er einen handlichen Stein in der Kehle hätte. Er räusperte sich gewaltig. Die beiden Herren setzten sich an die Tafel nieder und der Sprecher von vorhin warf ihm den Anruf ins Gesicht:

„Inkulpat!“

Jan strich seinen Schnurrbart zurecht.

„Sein Name?“

„Jan.“

„Hat er keinen anderen Namen?“

„Jan von Werth.“

„Von Werth. Also seid Ihr von Adel?“

Wenn du es wünschst? dachte Jan und sagte:

„Mit Gottes Hilfe.“

„Woher stammt Ihr?“

„Aus dem Jülich'schen.“

„So, aus dem Jülich'schen,“ es klang teuflermäßig spöttisch. „Habt Ihr Besigungen? Blandert ein wenig von Eurem Leben. Ihr wart in Köln, man hat Euch gesehen. Was triebt Ihr dort? Ihr sollt Schenknecht gewesen sein; wie Ihr zugeben müßt, eine wenig ehrenvolle Tätigkeit für einen Kavaliere. Wer war der geistliche Herr bei Euch. Sprech, mein Herr.“

Diesen kitzigen Fragen gegenüber wußte Jan nichts weiter zu tun als verlegen zu schweigen.

„Nun, mein Herr? Ihr liebt das Blandern nicht?“

„O gewiß,“ sagte Jan und erwachte, „ich liebe nichts so sehr als das Blandern, aber nur mit ausgestreckten Beinen am Kamin und guten Wein dabei.“

„Kavalieremäßig, konzediert.“

„Nicht wahr? Mein Vater, dem ich das Paradies gönne, sagte immer, Jan, wenn ich nicht wüßte, daß deine Mutter eine ehrbare Frau gewesen, so wollte ich schwören, sie hätte einen Kavaliere wohlgefällig angeblickt.“

Die Herren lachten gewaltig.

„Also daher schreibt sich Euer Adel? Mir scheint, er ist mit Euch ein wenig von der Bank gefallen. Euer Adel.“

Daß er sich verredet hatte und daß man ihn höhnte, machte Jan wütend. Sein Mund zuckte ein paar mal und ließ die Zähne sehen, wie bei einem bissigen Hund.

„Verdamm mich Gott, wenn ich meine Eltern verleugne. Herr, ich habe in meinem jungen Leben viel schurkische Edelleute gesehen, aber keinen schurkischen Bauern. Und wenn ich zu wählen habe, dann stamme ich lieber von Bauern ab. Von deutschen Bauern, um deutlich zu sprechen.“

„Also vom Misthaufen gesprungen —“

„Ja, vom Misthaufen gesprungen, eines Tages, als mir schien, als sei hinter dem Horizont auch noch Welt. Ich glaubte, mein Fortuna zu sehen, das mir winkte. Küh hüten konnte ich, jetzt wollte ich mehr lernen.“

„Ah, und triebst dich landsfahrend herum, würdest Schenknecht und liehest dich, von Gott weiß wem, für zwei Dukaten dinge, um harmlose Reisende anzufallen! — Straßenraub. Galgen.“

Jan stampfte auf.

„Ich bin kein Straßenräuber. Ein halbes Kind, Herr, dem man die Eltern gemordet, sollte weggeschleppt werden, vielleicht zu gleichem Loß. Da ein Kavaliere sie in der Gewalt hatte, mußte ein Bauer sie befreien.“

„Also verlobt bist du? Gar in die junge Gräfin? und die Herren lachten.“

„Warum nicht?“ sagte Jan und strich sich den Bart. „Mein Vater wußte einen alten Vers:

Die Diebe fällt wie der Wind sie weht,

Auf den Misthaufen oder das Rosenbeet. —

„Wißt Ihr etwas dagegen zu sagen?“

Jetzt wurde das Gelächter noch lauter. Und selbst Jan glaubte, die Sache würde gütlich ablaufen. Deshalb fragte er:

„Beantwortet, ich bitte Euch, eine Frage: sind die Fräuleins in guten Händen? Sind sie noch hier? Was geschieht mit ihnen?“

„Die Fräuleins? Um die Sorge dich nicht, um so weniger als sie von dir nichts wissen wollen. Sie haben jede Verbindung mit dir und deinem schwarzrothigen Gesellen abgeleugnet. Wie vorauszusehen war. Also bleibt der nackte Straßenraub, die Entführung und der Mord, ein doppelter Mord vielleicht. Aber du sollst einen Geistlichen haben, ehe du hängst. — Schreibt, Herr Reg: Jean soi-disant de Werth...“

Jan hörte nichts mehr. Griet hatte ihn verleugnet? Marie-Anne hatte ihn verleugnet? Ihn, der ihretwegen den blauen Hecht verlassen, Frau Josepha und das sichere Köln? Vielleicht hatte auch José Maria ihn verleugnet, ihn, der auf glühendem Rost noch zu seinen Freunden sich bekannt hätte! Hängen wollte man ihn? Weil er nach einer guten Tat gegriffen, wie ein Knabe nach einem Apfel am fremden Baum? Hängen?

„Herren, ein Wort,“ rief er und stürzte sich gegen den Tisch, hinter dem die drei erschreckt hochfuhrten.

„Sat est! Finitus est! Schafft ihn fort!“

Er ließ sich willenlos abführen. In seinem Gefängnis stand er blaß und gebrochen, mit hängenden Armen, stundenlang.

Die zweite Nacht seiner Gefangenschaft kam. Jan erwachte langsam wieder zum Leben. Er trat zum Fenster. Aber der Mond, der ihm gestern so gütig das Land in Berklärung gezeigt hatte, wollte nicht kommen. Aber plötzlich hörte er — ha! ha, eine Trompetensfanfare, irgendwo, fern, fern in der Nacht. Vielleicht zogen französische Völker heran, oder spanische. Noch einmal: die Fanfare. Er lief ihm den Rücken herunter und kribbelte ihm in den Kniekehlen, dieser wackere Ruf. Als wenn ein langer Blitz plötzlich eine weite nächtliche Landschaft erhellt, so zeigte ihm diese Fanfare ziehenden Heerestrab, ungeheure samtdunkle Kolonnen, die auf breiten, eisenbeschlagenen Rädern rumpelten, Eisenhauben, Piken, Degen, Musketen, Standarten — ein stolzes Durcheinander von tödlichem Kriegsgerät. Und weiter: Feuer in der Nacht, von Pulverqualm halb erstickt, rasende, rasselnde Riesenmassen Reiterei, Fußvoll verbrisseln ineinander, und die Trompeten, die Trompeten schrien!

Da sprang ein eiserner Wille in Jans Fäuste. Verrecken am Hochgericht, wo rings die Trommel ging und die Mutigen lodte? Auf dem Schindanger eingescharrt werden, statt vor dem Feinde, Kamerad links, Kamerad rechts und die gesenkten Fahnen rauschten über sie? Am jüngsten Tag aus Herds- und Rindsgebeinen sich herauswühlen, anstatt freudig aufstehen: guten Morgen, Kamerad?

Er sprang hoch. Den Schemel her. Die Fäuste ins Eisengitter, die Zähne verbissen, daß die Badenmuskeln zu zerplatzen drohten; wo: Ruck! da fiel er hinterrücks, aber das Witten in den verkrampften Fäusten. Es polterte. Jetzt komme nur einer! Ich schlag sie zusammen mit diesem Schmachgerät. Niemand kommt?

Da wischte er sich den Schweiß von der Stirne.

Er steckte den Kopf aus dem Fenster. Stücker zwölf rheinische Schuhe, just so viel wie aus seines Vaters Vorderschuh.

Er lachte: ist nicht das erstemal und sprang. Sprang und kam unten ins Pfützen, den steilen Gang hinab, auf dem die Mauer stand. Dann war er wieder hoch. Und ohne sich umzusehen, lief er davon, erst der Landstraße entlang, bis er über den verwünschten Bach war und dann geradewegs in den Wald.

Als es dämmerte, kam er an eine Waldhütte. Ein Mann stieß die Läden auf, hinter dem Gatter heulten wütend die Hunde.

„Wem dienst du, Freund?“ fragte er.

„Dem Herrn von Luxemburg.“

„Gott sei Dank,“ stieß Jan heraus und hob die Arme.

4. Kapitel.

Der Dragoner von Breda.

Die Geschichte des Dragoners von Breda kannte jedermann in Luit; in Luit ja, denn was ein richtiger Bläme war, der nannte sein geliebtes Büttch recht den Spaniern zum Tort Luit. Der Dragoner von Breda hieß eigentlich

Benediktus Drommeloe, aber er machte seinem heiligen Namenspatron wenig Ehre, eher seinem Vaternamen Drommeloe, welches, wie man zugeben muß, ein hübscher Name für einen Kriegsmann ist. Benediktus hatte lange Jahre unter dem Grafen Moriz gedient und war ein so guter Dragoner wie nur einer, berühmt vor allen wegen der Streiche, die er vollführte, und wegen der Liebe zum guten Wein. Als schon der Herzog von Parma, achthundachtzig, Bergen belagerte, fiel Benediktus mit einem Streifkorps in Luit ein und die guten Bürger schleppten ihn in die Schenke zum Ginsterkranz, die gleich am Sankt Lambertsmarkt in einem spaltbreiten Gäßchen lag und die wegen ihres guten französischen Weins und ihres Genevers bekannt war. Wie so die Rede auf die Gefahren kam, die Benediktus schon ausgestanden, schwor er sich einmal, so durstig gewesen zu sein, daß er seinen Reiterstiefel voll Maaswasser in einem Beigen ausgetrunken habe. Es gab Ungläubige: acht Amsterdamer Maß könnte kein Mensch heruntertrinken. „Acht?“ sagte Benediktus, „mein Schutzpatron soll mich holen, wenn nicht zehn Maß in meinen Stiefel gehen.“ Es wurde eine Wette geschlossen, man wollte den Stiefel mit Wein füllen und wenn zehn Maß hineingingen, sollten die Bürger sie bezahlen, acht Maß aber sollte Benediktus auf einen Sitz austrinken. Es waren nur acht Maß und Benediktus trank sie aus. Aber ehe er von der Bank fiel, lachte er noch: Wie schade, daß nicht zehn Maß hineingingen.

Dießer Dragoner heiratete später, als er invalid wurde, die Wirtin zum Ginsterkranz, eine ehrwürdige Dame von fünfzig Jahren, mit der er aber noch eine Tochter zeugte: Reize Drommeloe. Er taufte den Ginsterkranz nun „Zum Dragoner von Breda“ und hängte seinen Reiterstiefel ins Wirtshauschild. Als er älter wurde, behauptete er, sein Wagen verengere sich, und er trank fortan nur noch Genever. Er trank in all den Jahren so viel Genever, daß sein Leib kein Leib von Fleisch und Wein mehr war, sondern ein Schwamm, der sich mit Genever voll gezogen hatte. Und das war so die Ursache, weshalb er nach seinem Tode noch zwölf Spanier in die Flucht schlug. Als Luit wieder einmal belagert wurde, schossen die Spanier so viel Kugeln in die Stadt, daß niemand sich mehr auf die Gasse wagte. Als Benediktus zu dieser Zeit starb, legten seine Witwe und die Waise ihn in eine große Kiste, nagelten sie zu und trugen sie in den Keller. So schlief der Dragoner von Breda schon fünf Monat im Keller, als endlich die Stadt fiel und die Spanier eindringen. So ein Duzend drang auch in Drommeloes Haus, kam in den Keller und fand die Kiste. Da sie kostbarkeiten darin vermuteten, brachen sie dieselbe auf und fanden Benediktus, der einen lieblichen Wohlgeruch nach Genever verbreitete. Indem nun einige den alten Dragoner aus seiner Kiste nahmen und an die Wand stellten, denn sie hielten das Ganze für eine List und glaubten Schätze in der Kiste zu finden, meinten andere, Benediktus sei gar nicht tot, sondern nur pumpevoll betrunken. Ein Frechling schlug Feuer und hielt dem ehlichen Dragoner den glühenden Schwamm unter die Nase. Aber da begann Benediktus blaue Flammen aus den Nasenlöchern zu blasen und aus dem Mund schlug eine blaue Flamme, so daß die Plünderer in ihrer Angst fortzulaufen begannen, wobei einer Benediktus anstieß, der nun flammenspeiend mit großer Wucht auf die anderen Plünderer stürzte, die, gebeugt über die Kiste, noch nach Goldgulden und Carolins suchten. Ihre entsetzte Flucht war von wildem, wahnwitzigen Geschrei begleitet, wie es sich denken läßt. Benediktus aber brannte mit schöner, blauer, ruhiger Flamme zu Ende, und es blieb nichts von ihm übrig, wie ein wenig Asche, die seine Witwe sammelte und auf dem Lambertuskirchhof bestatten ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Die rosa Familie.

Eine heitere Kriegsepisode von E. Farrow (Berlin).

Herr von Borkitten saß beim zweiten Frühstück und las die Zeitung, als das Mädchen eintrat und meldete:

„Gräbiger Herr, da ist die Luise Klameit, die möchte gern den gnädigen Herrn sprechen.“

„Na, so laß sie doch rein, die Alte.“

„Ja, das wollte ich auch, aber sie hat doch das Vieh mitgebracht.“

„Was hat sie?“

Mitgebracht hat sie alles, den Hund und das Schwein und das Pony."

Herr von Florfitten erhob sich und stülpte sich die Pelzmütze über die Ohren. Mit drei Schritten war er draußen auf der steinernen Treppe, an deren Fuß eine grauhaarige Frau wartend stand.

"Guten Morgen, gnädiges Herrchen," sagte sie. "Ich bin nu hier und bringe mein Vieh. Denn ich muß nach Berlin, wo mein Johannes verwundet liegt. Und soll ich vielleicht warten, bis die Kosaken mir alles weggestohlen haben?"

Das derbe, rote Gesicht des Gutsherrn wurde noch röter, als er fragte:

"Sind sie ganz und gar verrückt geworden, Klamkeiten? Was soll ich mit Ihrem Viehzeug?"

"Na, füttern soll es das gnädige Herrchen, solange wie ich weg bin. Hat doch der Herr Pfarrer in der Kirche gesagt: der Herr wird für uns sorgen."

Florfitten hatte Mühe, nicht in ein schallendes Gelächter auszubrechen. Denn er kannte diese wackere Alte und wußte ganz genau, daß sie absichtlich den guten Pastor mißverstanden hatte. Ihre dünne Biedermeiere täuschte ihn nicht. Wäre sie nicht so unendlich gerissen gewesen, so würde sie auch nicht zu einem so verhältnismäßig großen Wohlstand gekommen sein. Luise Klamkeit war als Armenhauskind drüben in Dillkehnen aufgewachsen und hatte es durch eigene Kraft und Schlaueit zu einem eigenen Anwesen mit hübschem Inventar gebracht. Eine umfangreiche, rosa Sau stand jetzt geduldig neben ihr, geduldig nicht nur deshalb, weil sie am rechten Hinterbein einen Strick sählte, sondern auch weil ihre Herrin sie wie einen Hund gezähmt hatte. Der kleine, struppige Köter daneben wedelte unaufhörlich mit dem Schwanzchen und paßte dabei mit einem Auge auf das ebenso struppige Pony auf, das auf dem Hopsfaster nach verstreuten Körnern schnupperte.

"Wo haben Sie denn die Hühner gelassen?" fragte Herr von Florfitten mit mühsamem Gohn. "Und die Puten?"

"Ach, gnädiges Herrchen werden nicht böse sein, die habe ich der Nachbarin gegeben, denn die versteht sie mir besser als die Mamsell hier. Und die Puten will sie mir auch nächstens sehen, damit ich Junge finde, wenn ich zurückkomme."

"Om. Und Sie erwarten, daß ich Ihnen ohne weiteres all das Viehzeug durchfüttern soll? Glauben Sie denn, bei mir fällt der Hafer und die Kleie vom Himmel?"

"Ei, das merkt der Herr gar nicht, wenn so ein kleines Sudelchen mitfrisht! Und macht doch Staat, die Marzell, nicht wahr?"

"So? Eine Marzell ist das also? Sieht mir viel eher aus, als ob sie in gelegneten ..."

"Und das Pferdchen, gnädiger Herr, das ist zufrieden, wenn es bloß Kartoffelschalen hat und ein bißchen Heu zwischen dem Häßel und ein bißchen Kleie noch dazu. Und wenn Sie den Holben mitarbeiten lassen, verdient er sich doch auch sein Futter wohl. Und nu muß ich weg, gnädiges Herrchen, sonst komme ich nicht zurecht zum Juge. Wo ist doch man mein Hundchen. — Na ja, das Hundchen, gnädiges Herrchen, das ist so treu und wachsam, das glauben Sie gar nicht, was das Ihnen für Freude machen wird. Und Gott vergelt's dem gnädigen Herrchen auch tausendmal, wie es doch auch in der Bibel steht, der Gerechte erbarnt sich seines Viehs."

Und während sie diesen Bortschwall im schönsten, breitesten Ostpreussisch hervorblubberte, war sie schon am Ausgang des Hofes angekommen und machte sich aus dem Staube, so rasch sie konnte.

Wenn Herr von Florfitten nicht so viel Sinn für derben Humor gehabt hätte, so würde er die Alte zurückgehalten haben; so aber überwältigte ihn die Sachlage und das Bild der herrenlosen Tiere, die da vor ihm auf dem Hofe standen und offenbar selbst verblüfft waren über die plötzliche Veränderung ihres sonst so beschaulichen Daseins.

Als Herr von Florfitten mit seinem dröhnenden Gelächter fertig war, rief er einen Knecht, die Schweinemagd und das Hühnermädchen und übergab jedem von ihnen eines der Tiere zur Wartung.

"Lange kann es ja nicht dauern," dachte er, "denn in Berlin kann die gute Luise auch höchstens ein paar Tage bleiben, da anzunehmen ist, daß sie sich nicht in den Strudel der Weltstadt fügen wird. Uebrigens wußte ich gar nicht, daß sie einen Sohn im Felde hat."

Es war ein Glück, daß Herrn von Florfittens Gut so weit ab von der russischen und so ganz nah an der westpreussischen Grenze lag, denn hier brauchte man wirklich keine Angst zu haben, und man merkte vom Kriege verhältnismäßig wenig. Am wenigsten merkten freilich die Armen im Umkreis von Florfitten etwas davon, weil der Gutsherr, schon im Frieden ein überaus gutmütiger Graupfop, jetzt in der bösen, harten Kriegszeit sein goldenes Herz und seinen Beutel weil aufstet und niemand, der ihn um Hilfe bat, ungehört fortgehen ließ.

Es verging eine Woche, es vergingen zwei und vier und sechs. In dem hübschen, sauberen Dachsteinbau, der als Schweinestall diente, war das rosa „Marzellchen“ von Luise Klamkeit inzwischen eines reichlichen Kinderlegens genesen. Dreizehn rosa Ferkelchen tummelten sich auf dem dichtgestreuten Stroh umher, und sie wurden mit allerhand guten Dingen gefüttert, ja, sie bekamen so

viel Kuhmilch und Kleie, daß die Magd zu kramieren anfang. Der gnädige Herr glaube wohl, sie werde bis in den Sommer hinein der Klamkeiten ihre Ferkel fetzfüttern? Eines Tages, als Herr von Florfitten auf seinen Rundgang wieder zu der rosa Familie kam, sagte sich die Futtermagd ein Herz und stellte in bedeutendsten Worten die Sachlage dar. Bei den knappen Zeiten war es denn doch mehr als toll, daß die Klamkeiten immer noch nicht ihre Ferkel heimholte.

"Was?" rief der Gutsherr aus. "Die Luise ist doch noch in Berlin! Sie hat mir doch einen Zimmerbrief von dort geschrieben und mich sogar gebeten, ob ich ihr nicht das Reisegeld schicken könnte, damit sie nach Hause kommen kann."

"Das hat sie getan? Aber trautes, gnädiges Herrchen, die Luise ist doch ein leibhaftiger Satansbraten! Wo kann sie bloß so fürchterlich lügen!"

"Wie so lügen? Was weißt du denn von ihr?"

Die Magd strich sich ihre ebenfalls längst ergrauten Haarsträhnen aus den Augen und zögerte.

"Ich sag's nich järn ..." begann sie.

"Na, raus mit die wilden Lagen! Was weißt du von der Klamkeit? Ich weiß, du bist ihr Feind, aber ich brauche dir ja auch nicht alles zu glauben, was du mir erzählst wirst."

Weit entfernt, beleidigt zu sein, erhob die Magd so etwas wie zwei Schwurfinger.

"Wahrhaftigen Gott, gnädiges Herrchen, die Klamkeiten ist ja längst wieder zu Hause in Dillkehnen. Bloß, sie versteckt sich! Is ja auch bill'ger, natürlich, wenn wir ihr die Ferkelchens füttern!"

Und trotz ihres persönlichen Grimmes streichelte die Magd ihre rosa Pflöglinge.

"Ah, da soll doch das Donnerwetter ... aber warte! Das werden wir doch gleich herausbekommen."

Herr von Florfitten ließ sich seinen schweren Braunen satteln und ritt vom Hofe. Dillkehnen war gar nicht weit, und er kannte jeden Stall und jedes Haus dort. Auch brauchte er gar nicht erst ganz dicht heranzureiten an das niedliche Häuschen, das sich einer ebenso rosa Farbe erfreute wie die lebendigen Sprößlinge des „Marzellchens"; er sah schon von weitem, daß wirklich die Besitzerin wieder da war.

Wieder? Und wenn sie am Ende gar nicht fortgewesen war? Zuzutrauen war es ihr schon, der guten Luise!

Er ritt näher heran, stieg dann an der Giebelwand ab und machte den Braunen an einem Posten fest.

"Himmel!" schrie die Klamkeiten auf, als plötzlich die Hünen-gestalt des gnädigen Herrchens über die Schwelle ihrer Stube trat. Ja, da sah sie am wohlgevärmten Ofen und stüpte Klettsbrot in ihr Kaffeetöpfchen und ließ Feinad das Töpfchen kreiseln, als so unerwartet dieser Besuch erschien.

"So, so!" machte Herr von Florfitten, „also Sie sind wieder angelangt? Seit wann sind Sie denn zurück aus Berlin?"

Ein ertappter Sünder, wenn er nicht gar zu hartgefotten ist, verliert leicht die Geistesgegenwart. Und so plagte denn die Klamkeit mit der ganzen, fürchterlichen Wahrheit heraus, ehe sie selbst noch recht wußte, wie ihr geschah.

"Ach Gott, trautes, gnädiges Herrchen!" winselte sie, „seien Sie man nich gar zu schlecht zu mir! Ich war ja gar nicht bis Berlin — meine Schwester hat den Brief von da geschrieben — meine Schwester is auch man 'ne arme Frau, gnädiges Herrchen — und ich wußt' ja nicht mehr wohin vor Angst vor die Russen?"

"Ach, was Sie sagen! Ist denn hier schon mal ein Russe gewesen, hä? Und Ihr Sohn Johannes ist natürlich auch gar nicht verwundet, was? Und das ganze Viehzeug sollte ich Ihnen bloß durch den Winter füttern?"

"Ach, gnädiges Herrchen, nu sind Sie doch wirklich so schlecht zu mir!" und Luise fing an zu schluchzen.

Herr von Florfitten blieb ungerührt.

"Holen Sie sich sofort Ihr Vieh wieder," sagte er, ohne daß er auch nur im mindesten die Stimme erhob. "Das Pferd und den Köter und die Sau und auch die drei Ferkel."

Jetzt aber sprang die Klamkeiten auf, daß der Kaffee übersprigte.

"Drei Ferkel?" kreischte sie. "Was sagte der gnädige Herr? Drei Ferkel? Dreizehn sind es, und dreizehn will ich wiederhaben!"

"Wie?" rief mit maßlosem Erstaunen der Herr, „woher wollen Sie denn das so genau wissen? Glauben Sie, ich war so dumm und habe Ihnen dreizehn Ferkel fett gemacht? Nee, meine Güte, so weit ging denn doch meine Freigebigkeit nicht! Drei von den rosa Dingerchen will ich Ihnen meinetwegen gratis gefuttert haben — es sind jetzt ganz stramme Ferkel geworden. Aber eine ganze rosa Familie von vierzehn Stück — ach nein, Klamkeiten, dafür möcht' ich mich doch ergeben! bedankt haben!"

Und sein dröhnendes Gelächter erfüllte das kleine Haus und den Hof und die halbe Dorfstraße und zog einige Dutzend neugierige und schadenfrohe Nachbarn an, die nichts wußten von dem betrügerischen Geschäft, das die gute Luise unternommen hatte. Und lachend ritt er heim, schlug sich unterwegs noch ein paar mal auf den Schenkel vor Vergnügen und freute sich über die Portion Galle, die jetzt wohl der geschäftstüchtigen Alten ins Blut treten würde.

Er war kaum eine Stunde daheim, als auch schon leuchtend die Mißfaterin ankam. Ihr erster Gang galt dem Schweinestall, wo

inzwischen die Magd einen strengen Befehl ihres Herrn ausgeführt hatte.

„Mein Marjellchen will ich haben!“ zeterte die Klameiten, „und die Ferkel dazu. Und mein Bony will ich haben und mein Hundchen, mein liebes — wo sind die Ferkel, du alter Satan?“

Diese liebliche Anrede galt der Magd, die hämisch lächelnd die Bucht aufschloß, wo die rosa Mama mit drei Sprößlingen grunzte.

Luise Klameit aber mochte schreien und heulen, so viel sie wollte, sie bekam nur drei von den rosa Kindern.

Das gelbe Pferdchen war rund und fett geworden, und der kleine Hund wollte sich gar nicht von der Mamsell trennen, die ihn so gut verpflegt hatte.

Auf der Freitreppe stand Herr von Borkitten und wartete, was nun noch kommen werde. Es kam aber nicht einmal ein Wort des Dankes von der enttäuschten Alten. Schimpfen durfte sie auch nicht, denn man wußte, daß der gnädige Herr auch zuweilen sehr ungnädig werden konnte. Als sie aber schon am Hoftor angekommen war, rief er sie noch einmal zurück und beschloß, ein salomonisches Urteil zu erlassen.

„Klameiten,“ sprach er leise zu ihr, da sie die Stufen hinaufgesteigert war und nun, halb wutschnaubend und halb angstbevend vor ihm stand, „ich will Ihnen die Wahl lassen mit den Ferkeln. Entweder es erfährt niemand von Ihrem niederträchtigen Betrage, und Sie schenken dann freiwillig sechs von den Ferkeln dem Roten Kreuz für die Lazarette. Oder Sie weigern sich — dann behalte ich die zehn Stück, und Sie bekommen nur die drei dort. Außerdem erfährt alle Welt natürlich die Wahrheit.“

Luise Klameit rechnete fix im Kopf das Geschäft aus und fragte, schon mit hellerer Miene:

„Wenn ich die sechs also hinschenke, darf ich mir noch vier nehmen? Sieben für mich und sechs für die Lazarette?“

Borkitten nickte langsam und gewichtig wie der Komtur.

„Na ja,“ sagte Luise, einen schweren Seufzer unterdrückend, „dann soll es mir ja auch nicht drauf ankommen. Man gibt ja gern was fürs Vaterland.“

Auf diese Weise entdeckte die Klameiten ihre Vaterlandsliebe. Die rosa Familie aber ward herzlos auseinandergerissen und wanderte zu sechs Dreizehnern in die Lazarette.

Kriegsbriefmarken.

Wie jeder Sport, hat auch das Briefmarkensammeln seine Moden und die neueste große Mode sind die Kriegsbriefmarken. Die bedeutende Anzahl von neuen Marken, die dem Krieg ihren Wirtupring verdanken, hat nicht nur das lebhafteste Interesse der Sammler erregt, sondern auch ein großer Teil des sonst nicht Briefmarken sammelnden Publikums will diese Marken haben. In London hat auch bereits eine Ausstellung von Kriegsbriefmarken und -Postkarten ihre Tore geöffnet, und der Sammler erfährt dort zu seinem Erstaunen, daß er sich für die Kriegsbriefmarken schon fast ein eigenes Album anschaffen muß. Es gibt schon 155 verschiedene Kriegsbriefmarken, von denen der größere Teil von unseren Feinden ausgegeben ist. 95 Marken kommen auf die Engländer und Franzosen; 56 rühren von Deutschen, Oesterreichern und Türken her, 2 von einem neutralen Land, Rumänien. Dazu kommen dann noch besondere Nianzen, wie sie durch merkwürdige Irrtümer und andere zufällige Merkmale geschaffen sind. Die rumänischen 5- und 10-Bani-Marken mit dem Ausdruck „Timbra de Ajator“ haben den Zweck, wie es die Aufschrift zeigt, für die in Rumänien durch den Krieg geschaffene Lücke durch ihren Erlös in den Beitrag zu schließen. Auch die beiden in Deutschland herausgegebenen halbpostalen Postkarten sind für wohltätige Zwecke bestimmt. Die Rote-Kreuz-Karte des Deutschen Reiches zeigt auf der Vorderseite die Inschrift: „Deutsche Kriegskarte 1914“, ein rotes Kreuz und die Worte: „Auf Befehl S. M. des Kaisers zu Gunsten des Roten Kreuzes“. Die Rückseite zeigt das Brustbild des Kaisers und die Worte: „Ich kenne keine Variationen mehr, ich kenne nur noch Deutsche.“ Die Rote-Kreuz-Karte für Bayern trägt den Ausdruck „Kriegskarte 1914, ein rotes Kreuz mit der Ueberschrift: „Zu Gunsten des Roten Kreuzes“; die Rückseite zeigt das Bild Königs Ludwigs III. und als Unterschrift die Worte: „Viel Feind, viel Ehr!“ Wie Dr. Kanninger in „Meer Land und Meer“ ausführt, hat Oesterreich-Ungarn die meisten Wohltätigkeitsmarken ausgegeben. Zu Gunsten des Roten Kreuzes werden zwei Marken zu 5 und 10 Heller Nennwert mit dem Bildnis des Kaisers und der Jahreszahl 1914 mit einem Aufschlag von 2 Heller verkauft, der dem Roten Kreuz zufällt. Ungarn überdruckte zur Unterstützung von Witwen und Waisen Kriegsgeldloser seine Serie von 1—25 Filler; der Ueberdruck heißt überseht: „Kriegsfürsorge. Witwen und Waisen 2 Filler“ und ist für alle Marken rot, für die 10-Filler-Marke grün. Den 5- und 10-Heller-Werksulen der Landschaftsausgabe Bosnien von 1906 wurde die Jahreszahl 1914 und darunter 7 bzw. 12 Heller in roter Farbe aufgedruckt. Als „Kriegskarte“ hat die bekannte Jubiläumskarte von 1908 mit dem Kniebild des Kaisers Franz auf der Vorderseite eine stilisierte Kaiserkrone mit der Unterschrift „Viribus unitis“ erhalten. An die Stelle der belgischen Marken sind bekanntlich die Marken des Deutschen Reiches zu 2, 5, 10, 20 Pfennig

getreten und führen als Kennzeichen den schwarzen Ueberdruck: „Belgien, 3, 5, 10, 25 Centimes“. Das Gleiche ist mit den 5- und 10-Pfennig-Postkarten geschehen. Die Türkei hat mit als erstes Zeichen dafür, daß sie sich von allen ausländischen Fremden will, die fremden Postämter innerhalb ihrer Grenzen geschlossen und aus diesem Anlaß eine Sonderausgabe geschaffen mit einem zweifelhafte türkischen Ausdruck in arabischen Buchstaben, dessen Uebersetzung lautet: „Aufhebung der Kapitulationen“. Alle diese Kriegsmarken von 1914 und 1915 werden sicherlich einst einen hohen Wert haben und von den Sammlern eifrig gesucht werden.

Die Küche im Kriege.

(Nachdruck dringend erwünscht.)

Gurkensuppe. 1 kleine oder eine halbe große Salzgurke, 2 Eßlöffel Fett, 4 Eßlöffel Mehl, 1 1/2 Liter Wasser, 1—2 Eßlöffel Essig, Salz, Fett und Mehl werden geschwitzt und das Wasser langsam dazugegossen. Wenn die Suppe gekocht hat, wird die in kleine Würfel geschnittene Gurke hineingetan, Salz und Essig an die Suppe gegeben und abgeschmeckt.

Kartoffelköße der verschiedensten Art und ebenso die verschiedensten Kartoffelsalate vervollständigen diese Kartoffelgerichte. Einen besonders wohlschmeckenden Kartoffelsalat erhält man von gleichen Teilen Kartoffeln, klein geschnittenen Äpfeln und in Würfel geschnittenen Salzgurken. Dies dann als Salat angemacht.

Büchertisch.

Die Kunst. Unberührt durch den Krieg und die durch diesen verursachten Hindernisse und Unzuträglichkeiten erscheinen — zum größten Erstaunen des Auslandes — die deutschen Kunstzeitschriften ungehindert weiter. Auch „Die Kunst“, Monatshefte für freie und angewandte Kunst (München, F. Brückmann) stellt sich regelmäßig gegen Ende des Monats ein und überrascht uns durch ihre von Friedenszeiten her gewohnte Fülle, Reichhaltigkeit und unverändert glänzende Ausstattung. Das soeben herausgegebene Märzheft enthält einen reich illustrierten Aufsatz über die Neuerverbungen der Düsseldorf-Galerie mit einer prächtigen Farbentafel nach Vöcklin. Es folgt ein Aufsatz über Franz Zelezný, einen Wiener Poltschnitzer, dessen urkomische Einfälle, ebenso gut erdacht wie ausgeführt, man mit Freude und Vergnügen betrachtet. Wilhelm Schreuer's vorzügliche Kriegsbilder führen uns in die rauhe Wirklichkeit zurück, und Felix Sollenberg stellt sich mit Radierungen aus seiner schwäbischen Heimat Liebhabern guter Graphik durch stimmungsvolle, fein empfundene Landschaften vor. Der dekorative Teil des Heftes enthält aktuelle Aufsätze über Siedelungsarbeiten und Gedächtnismale für gefallene Krieger, ferner über neue Rauchtypen (mit sehr lustigen Abbildungen), Gläser aus der bayerischen Glasindustrie nach Entwürfen von Bruno Mauder und Medaillen von Max Pfeiffer.

„Aus deutschem Süden.“ Nach England sind auch neue alle Gedanken gerichtet, in der richtigen Erkenntnis, daß dort auf dem abgeschlossenen Insellande, auf dem er sich für alle Zeiten sicher fühlte, unser einziger, wahrer Feind zu suchen sei. In den Schängengräben, auf hoher See, draußen in der Ferne und dabei, bis in die stillsten Dörfer, lebt und brennt dieser eine Gedanke: Nach England! Dieser Stimmung verleiht das zweite Blatt der Kriegsflugblätter „Aus deutschem Süden“ (Preis 25 Pfennig, Reuß & Jitta, Konstanz) Ausdruck, indem es Vers- und Prosaarbeiten der besten süddeutschen Schriftsteller — es sind zwanzig der bekanntesten Namen — vereinigt. Neben ernststen Aufsätzen ist auch der Glosse und Satyre genügend Raum gelassen, so daß ein inhalts- und abwechslungsreiches Heft zustande gekommen ist.

Vogogriph.

Mit a ein schrecklich offnes Höllentor
Für's arme Opfer, das sich d'rin verlor.
Den Schlangen, Bären, Tigern ist's verkeh'n,
Uns Menschen auch, so lehrt die Medizin.

Mit o statt a der Seemann es wohl kennt,
Das tiefe Weltmeer ist sein Element.
Und wenn ihr's nicht mit e zu nennen wißt,
Muß ich euch zeigen, was 'ne Harke ist.
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des magischen Quadrats in voriger Nummer:

H	O	L	Z
O	B	O	E
L	O	K	I
Z	E	I	T